

Amts- und Anzeigebatt

für den Amtsgerichtsbezirk Eibenstock und dessen Umgebung

Besitzpreis vierteljährl. M. 1.50 einschließlich des „Illust. Unterhaltungsblatts“ und der humoristischen Beilage „Seisenbläfen“ in der Expedition, bei unseren Boten sowie bei allen Reichspostanstalten.

Tel.-Nr.: Amtsblatt.

Drucker und Verleger: Emil Hannsbohn, verantwortl. Redakteur: Ernst Lindemann, beide Eibenstock.

61. Jahrgang.

Gesetzlich abends mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage für den folgenden Tag.
Ausgabezeit: die kleinstädtige Seite 12 Pfennige. Im amtlichen Teile die gespaltene Seite 30 Pfennige.

Sprecherei Nr. 210.

N 226

Dienstag, den 29. September

1914.

In dem Verfahren, betreffend die Zwangsversteigerung des im Grundbuche für Eibenstock Blatt 1182 auf den Namen der Eibenstocker Zementwarenfabrik Albert Ficker, G. m. b. H. in Eibenstock eingetragenen Grundstücks wird der auf den 25. September 1914 anberaumte Termin zur Versteigerung des Grundstücks Blatt 1182 für Eibenstock auf

den 20. November 1914, 10 Uhr vormittags vor dem Königlichen Amtsgericht Eibenstock verlegt.

Eibenstock, den 24. September 1914.

Königliches Amtsgericht.

Eine Sperrortfette im Westen durchbrochen.

Schwere Schlappe der französischen Flotte.

Wo die Entscheidung im Westen fallen wird, ob auf unserem rechten Flügel oder auf den Schlachtfeldern bei Verdun, läßt sich nach den neuesten vorliegenden Meldungen nun bald voraussehen; denn es ist sehr wahrscheinlich, daß unser linker Flügel sich bei Verdun hinter die Front der Franzosen schieben und hier zum Hauptschlag ausholen wird. Wie wir schon am Sonntag durch Extrablatt belanzt haben, sind die angegriffenen Sperrorts der Maastiefe Verdun-Toul zum Schweigen gebracht und der Kampf an jenen Stellen gegen die auf dem linken Ufer der Maas stehenden feindlichen Truppen hat begonnen. Das Telegramm, das uns diese erfreuliche Tatsache übermittelte, lautet:

(Amtlich.) **Großes Hauptquartier,** 26. September, abends. Der Feind hat unter Ausnutzung seiner Eisenbahnen einen weit ausholenden Vorstoß gegen die äußerste rechte Flanke des deutschen Heeres eingeleitet. Eine hierbei auf Bapaume vorgehende französische Division ist von schwächeren deutschen Kräften zurückgeworfen worden. Auch sonst ist der Vorstoß zum Stehen gebracht. In der Mitte der Schlachtfront kam unser Angriff an einigen Stellen vorwärts. Die angegriffenen Sperrorts südlich Verdun haben ihr Feuer eingestellt. Unsere Artillerie steht nunmehr im Kampfe mit Kräften, die der Feind auf dem westlichen Maasufer in Stellung brachte. — Auf den übrigen Kriegsschauplätzen ist die Lage unverändert. (W. L. B.)

Der Sonntag hat zwar dann eine Entscheidung dieses Kampfes, der uns den Weg in den Rücken der etwa von Reims bis Verdun stehenden rechten Seite des französischen Heeres öffnen sollte noch nicht gebracht; denn heute früh lief folgendes Telegramm ein:

(Amtlich.) **Großes Hauptquartier,** 27. September, abends. Die Lage auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen blieb heute unverändert. (W. L. B.)

Trotzdem also eine Entscheidung noch aussteht, dürfen wir wohl mit Sicherheit annehmen, daß in den nächsten Tagen an der bezeichneten Kampfstelle für uns fruchtbare Arbeit geleistet sein wird. Der Dreiband scheint überdies auch schon einzusehen, daß es mit seiner Sache nicht besonders gut sieht, wie aus nachstehenden beiden Meldungen zu entnehmen ist:

Paris, 25. September. Eine 11 Uhr abends ausgegebene amtliche Veröffentlichung lautet:

1. Auf unserem linken Flügel in der Gegend von Rezon hatten unsere Vortruppen gegen überlegene feindliche Streitkräfte einen Mißerfolg und waren am Vormittage gezwungen, etwas zurückzugehen. Als indessen neue Kräfte hinzugekommen waren, nahmen diese Vortruppen den Kampf wieder auf. Die Schlacht nimmt in dieser Gegend einen besonderen Charakter an.

2. Im Zentrum hat sich nichts neues ereignet.

3. Auf unserem rechten Flügel dauert der Kampf fort. Auf den Höhen der Maas konnten deutsche Streitkräfte bis St. Mihiel vorrücken. Sie vermochten aber nicht die Maas zu überschreiten.

Wien, 26. September. Das „Fremdenblatt“ schreibt: In den Reihen der Tripelente beginnt eine große Ernüchterung. Die üppige Phantasie, mit der man in London, Paris und Petersburg die öffentliche Meinung zu täuschen wußte, scheint zu erlahmen. Von den großartigen Leistungen, welche die Mächte der Tripelente ankündigen, ist kaum eine zur Wirklichkeit geworden, und auch die fortwährenden Versuche, mit schönen Versprechungen oder angedrohter Gewalt dem Kriege fernstehende zu beeinflussen, sind nicht gerade ein Zeichen dafür, daß sich die Tripelente stark fühlt.

Zu alledem kommt noch, daß Frankreich in einer argen Geldlemme steckt, die ihm das Kriegsführen sehr erschwert:

Ordeau, 26. September. Die Minister Biviany, Ribot und Malvy haben, wie „Journal“ vom 23. September meldet, dem Präsidenten Poincaré einen Erlass unterbreitet, durch welchen festgelegt wird, welche Städte zur Ausgabe von Stadtbons ermächtigt werden sollen. Gewisse Städte sind in Verlegenheit bezüglich der Regelung ihrer Finanzen infolge der Erhöhung der Ausgaben und der Verminderung ihrer Einnahmen. Da der Staat die Gelder für Kriegsausgaben aufzubewahren muß, so müssen die Städte sich durch einen Appell an die Bürgerschaft die provisorische Möglichkeit einer Finanzregulierung verschaffen. Das Dekret wird den kleineren Gemeinden der Departements dieselbe Ermächtigung erteilen und bestimmt auch das Maximum der auszugebenden Bons, die Art des Einsatzes und das Datum der Einlösung nach Beendigung des Krieges.

An kleineren Meldungen liegen über die Kämpfe vor Verdun noch die nachstehenden vor:

Frankfurt a. M., 27. September. Die „Frankfurter Zeitung“ meldet aus Stockholm: Londoner Meldungen geben zu, daß die gefürchteten 42 Zentimeter-Geschütze vor Verdun in Stellung gebracht wurden. Der Belagerungsring sich merkbar enger um die Festung geschlossen habe.

München, 27. September. Wie die Korrespondenz Hoffmann mitteilt, haben die bayrischen Truppen bis jetzt nicht nur mit dem größten Heldenmut gekämpft, sondern haben auch die größten Anstrengungen mit der größten Ausdauer ertragen.

Die Meldungen über rege Tätigkeit unserer Zeppeline häufen sich in den letzten Tagen. Auch heute liegt wieder eine solche vor:

Rotterdam, 27. September. Englischen Blättern zufolge warf ein Zeppelin Bombe auf den belgischen Dampfer „Leopold“, der Freitag aus Ostende in Folkestone eintraf. Der angerichtete Schaden war angeblich gering. Ferner warf ein deutsches Flugzeug eine Bombe auf die Schiffswerft in Boulogne sur Mer, die gleichfalls wenig Schaden angerichtet haben soll.

Der Verlust der drei englischen Panzerkreuzer läßt auch jetzt die Stimmen in London noch nicht zur Ruhe kommen:

London, 26. September. Die Admiraltät gibt ein Communiqué aus, worin gesagt wird: Das Sinken des „Aboukir“ war ein gewöhnlicher Kriegsvorfall, wie er beim Patrouillieren vorkommt. „Hogue“ und „Cressy“ aber gingen zugrunde, weil sie anhielten, um Menschenleben zu retten und dabei ein bequemes Ziel boten. Die natürlichen Gefühle der Menschlichkeit führten somit schwere Verluste herbei, sic hätten vermieden werden können, wenn strikte militärische Erwägungen befolgt worden wären. Dieser Fehler ist aber verzeihlich unter den außergewöhnlichen Umständen der modernen Kriegsführung. In dem Communiqué wird es weiter für notwendig erachtet, die britischen Kriegsschiffe für die Zukunft anzusweden, daß, wenn ein Schiff auf eine Mine stößt und dem Angriff eines Unterseebootes ausgesetzt ist und andere Schiffe, besonders aber Großkampfschiffe bei diesem Vorgange anwesend sind, das Wrack seinem Schicksal überlassen bleiben muß. Rettungsarbeiten dürfen nicht unternommen werden, welche die militärische Lage schädigen könnten. Dagegen sollen kleine Schiffe so schnell wie möglich zur Hilfe gesandt werden. In der Veröffentlichung wird weiter betont, daß bei dem Untergang der Schiffe die Disziplin gewahrt blieb und daß alle Rangklassen der Besatzung Mut und Aufopferung bewiesen hätten. Abgesehen von dem Verlust der Mannschaft bedeute die Einbuße der Schiffe wenig, da sie zur ältesten Klasse gehörten.

London, 26. September. Ueberlebende Offiziere der „Cressy“ berichten, daß sie das Periscope des Unterseebootes im Abstande von 300 Schritt wahrgenommen hätten. „Cressy“ eröffnete das Feuer und ging mit Vollamps voraus. Als „Cressy“ manövrierte, um der „Hogue“ und der „Aboukir“ Beistand

zu leisten, wurde wiederum das Periscope geschenkt. Der Torpedo wurde in einem Abstand von 300 Schritt abgeschossen, seine Spur war deutlich sichtbar, er traf den „Cressy“ an der Steuerbordseite. Der zweite Torpedo verfehlte sein Ziel, der dritte traf den Maschinenraum. „Hogue“ ist zweimal innerhalb zwei Sekunden von Torpedos getroffen worden.

Viel Kummer bereitet den Engländern fernerhin unfreie Wälder „Emden“, die der Schrecken Bengalens geworden ist:

Amsterdam, 25. September. Das neutrale Bureau meldet aus Singapore, daß infolge der Kapschüre des deutschen Kreuzers „Emden“ im Golf von Bengalens die ganze Schifffahrt westlich von Penang eingestellt werden mußte. Der Handelsverkehr zur See zwischen Border- und Hindernindien ist vollständig unterbunden. Darunter leidet hauptsächlich die Reisefahrt nach Borderindien und besonders die Ausfuhr von Rangoon aus. Die Reisefahrt aus Hindernindien ist für viele Distrikte des indischen Kaiserreiches geradezu eine Lebensfrage.

London, 26. September. Die außerordentliche Anerkennung der Engländer für die Taten des Kreuzers „Emden“ kommt in folgenden Blätternstimmen zum Ausdruck. „Times“ sagten: Der Mut des deutschen Kreuzers verdient Anerkennung, weil Offiziere und Mannschaften sich selbstverständlich darüber klar sein müssen, daß der Kreuzer früher oder später aufgespürt und zusammengeschossen werden wird; ein Entkommen sei einfach unmöglich. „Daily Chronicle“ schreibt: Die „Emden“ hatte eine erfolgreiche Fahrt. Die Besatzung bewies, daß sie aus tapferen Männern besteht. Wir bewundern die bei der Fahrt gezeigte Sportlichkeit ebenso wie wir von Herzen wünschen, daß das Schiff bald gefangen wird.

Copenhagen, 26. September. Die außerordentliche Anerkennung der Engländer für die Taten des Kreuzers „Emden“ steht hier in aller Munde. Man bewundert den mächtig schnellen Vorstoß des Schiffes, das die Eigenarten des liegenden Holländers mit denen der „Lapama“ vereinigt, eines Schiffes, das während des amerikanischen Bürgerkrieges über 14 Monate lang der Schrecken der Handelschiffe war. Gewiß, „Emden“ fügte Madras nur geringen Schaden zu, aber die Energie, mit der der Kreuzer auf den Kriegsschauplatz tritt, macht das Schiff populärer in dem Volke, als die ganze Flotte, die hinter dem Kieler Hafen gedeckt liegt.

Bom

galizischen Kriegsschauplatz

liegt nur eine kurze Meldung von kleinen neuen Kämpfen vor und ferner eine Erklärung desstellvertretenden Chefs des Generalstabes v. Höfer. Die Meldungen lauten:

Öden-Bek, 26. September. (Meldung des Ungarischen Telegr.-Korr.-Buc.) Einzelne kleine russische Abteilungen scheinen bei den Karpathenpaläten Diverisionen zu versuchen. Gestern fand eine kleine Planklei bei dem Uzsolker Bahnhof (Komitat Ungarn) statt zwischen untermen zur Verteidigung des Passes detachierte Truppen und den Russen. Heute kam es bei Tornya (Komitat Maros) zu einem Zusammenstoß, ohne daß es den Russen gelungen wäre, über die Grenze auf irgend welchen Punkten einzudringen.

Wien, 26. September. Amtlich wird mitgeteilt: Die nach der Schlacht von Lomburg eingeleitete Versammlung unserer Streitkräfte in einem Raum westlich des San hat nicht nur der Entente preußische Veranlassung zu den böswilligsten Erfindungen und lächerlichsten Kommentaren gegeben, sondern auch anderwärts unrichtige Vorstellungen über die Lage unseres Heeres hervorgerufen. Demgegenüber muß darauf hingewiesen werden, daß die erwähnte Versammlung durchaus freiwillig erfolgt, wofür als Beweis nur angeführt sei, daß sie der Gegner nirgends zu fören vermochte oder versucht. Feindlicherseits aufgestellte Behauptungen über Erfolge an der Sanlinie sind ganz unwahr, es handelt sich lediglich um einzelne mit großem Aufwand an Truppen, an schwerem Geschütz und Munition inszenierte Beschießungen gegen feldmäßig gesicherte und schwach besetzte Übergangsstellen, die nach Erfüllung ihres Zwecks und Sprengung der Brücken freiwillig geräumt wurden. Die aus London stammende Nachricht von dem Fall zweier Forts von Bzemyšl ist natürlich ganz aus der Luft gegriffen. — Auf dem Balkankriegsschauplatz ist die

Lage auch seit dem letzten deutlich genug sprechenden Com-
munique unverändert gut geblieben.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
v. Hofer, Generalmajor.

Eine schwere Schlappe haben die Österreicher der
französischen Marine im Adriatischen Meer beibringen
können. Ein französisches Kriegsschiff ist vernichtet und
zwei weitere sind schwer beschädigt:

Köln, 27. September. (Richtamtlich.) Die „König“ meldet aus Igalo in Dalmatien: Am 18. d. Mts. nachm. bombardierten österreichisch-ungarische Kriegsschiffe Antivari und vernichteten dabei eine größere Abteilung Montenegriner. Bei dieser Gelegenheit fingen wir eine drahtlose De-
pesche der französischen Flotte an die Montene-
griner ab, worin letztere von den Franzosen auf-
gesordnet wurden, am 19. d. Mts. um 7 Uhr früh
einen allgemeinen Angriff auf die Bocche di Cat-
taro zu unternehmen, die gleichzeitig durch die
Franzosen von der Seeseite angegriffen würde.
Da man also unsererseits über die Absicht des
Feindes genau unterrichtet war, konnten die ent-
sprechenden Vorbereitungen getroffen werden. Am
19. d. Mts. 7½ Uhr begaben sich drei kleine und
15 große französische Schiffe nach der Bocche und
liefen im Nebel bis auf 6 Kilometer an die Küste
heran. Unsrerseits wollte man sie auf Minen
sprengen lassen, doch machten die Schiffe plötzlich
Halt und begannen umzulehren. In dem Augen-
blick, als sie sich unserren Befestigungen auf der
Breite zeigten, fiel von der Feste Robila
ein Signalröhre, worauf sofort vier Batteriesalven
von den Forts Rustica und Ramusa losgingen.
Die Kanonade wähnte ungefähr eine Viertelstunde.
Die Wirkung ist nicht ausgeblieben, denn gleich
die erste Salve vernichtete ein französisches Kriegs-
schiff, das von nicht weniger als 24 Granaten
aus einmal getroffen wurde, wobei alle sechs
Schornsteine samt der Kommandobrücke in die
Luft flogen. Dann folgte eine Feuerzäuse, und
als sich der Rauch verflüchtigte, war die Stelle,
wo der Franzose gestanden, leer, zwei andere er-
litten schwere Havarien, die übrigen verschwanden
jährlings. Die Franzosen hatten insgesamt zwei
Treffer gemacht, wodurch auf unserer Seite ein
Mann schwer und einer leicht verwundet wurden.
Die Absicht der Franzosen, die Radiostation Rustica
zu vernichten, ist flächig misslungen.

Viel Sorgen macht bekanntlich unseren Freunden
ihre hohe Verbündeter Japan, das sich nunmehr so-
gar erboten hat, Truppen nach Europa zu senden. Da-
vor graut es den Russen aber doch:

Rom, 25. September. Das „Giornale d’Italia“ mel-
det aus London, daß auf Drängen von England das Ange-
bot Japans, im europäischen Krieg mit einer hohen Milliarde
Mann, die über die transsibirische Eisenbahn geschafft werden
sollten, einzutreten, von den Verbündeten abgelehnt worden
ist. Die Gefahr einer monopoliellen Intervention in Europa
habe alle militärischen Bedenken der Verbündeten zum Schwe-
gen gebracht. — Wenn es den Verbündeten nur nicht so geht wie
dem Zauberlehrer, der die Geister, die er rief, nicht wieder
zu bannen vermochte. Den Trägern der westlichen Kultur,
die bei jeder Gelegenheit über „deutsche Barbaren“ zettern,
scheint jetzt schon etwas schwül bei dem Gedanken an ihren
hohen Verbündeten Seine Majestät Yoshitoto Tenno von
Japan, und seine gelben Horden zu werden.

Schließlich seien noch nachstehende Meldungen wie-
dergegeben:

Frankfurt a. M., 26. September. Die „Frankfurter Zeitung“ meldet aus Zürich: Die „Neue Zü-
richer Zeitung“ entnimmt russischen Blättern: Der
russische Generalissimus macht jetzt die versprochene
Autonomie Polens rückgängig und begründet dies da-
mit, daß in der Schlacht bei Lemberg polnische Schüsse
auf österreichischer Seite gekämpft hätten, eine Ver-
fassung Polens aber nur gewährt werden würde, wenn
alle Polen loyal seien. Das Manifest an die Polen
enthält auch keine Unterschrift des Zaren, so daß es
staatsrechtlich ganz bedeutungslos sei.

Wien, 25. September. Die „Reichspost“ meldet aus Bucarest: Nach Meldungen aus Athen wird die
griechische Flotte demnächst große Manöver
abhalten, an denen Kronprinz Georg teilnehmen wird.

Rotterdam, 27. September. Aus Kapstadt wird gemeldet: Der südwestafrikanische Hafenplatz
Lüderitzbucht wurde von südafrikanischen Truppen be-
setzt. Am 19. September trafen Transportschiffe vor
der Stadt ein. Offiziere mit weißer Flagge forderten
die Übergabe der Stadt, aber die weiße Flagge wehte
schon vom Rathause. Die deutsche Garnison war am
18. mit einem Eisenbahnzug abgefahren. Die Deut-
schen ließen alles unbeschädigt zurück, außer der draht-
losen Telegraphestation, die zerstört worden war. Die
Engländer fanden nur wenig Lebensmittel und Geld.

Örtliche und sächsische Nachrichten.

Görlitz, 28. September. Die erste Übung
unserer Jungmannschaft unter der Oberleitung des
Herrn Apothekers Wagner fand am Sonntagabend nachmittag
statt und bestand hauptsächlich in Marschübungen, Bewe-
gungen, Körperhaltung usw. Sämtliche Übungen wurden
mit großer Ausdauer und voller Hingabe ausgeführt.
Wie schon in der letzten Nummer ausgeführt, herrschte
noch immer Mangel an Ausbildungsmaterial. Es können sich hier-
zu nicht nur — wie in letzter Nummer gesagt — Unteroffi-
ziere, sondern überhaupt gebildete Soldaten melden, die Lust
haben für das Unternehmen einige Stunden Zeit zu opfern.

Carlsfeld, 27. September. Der 22. d. Pfarrer
von Carlsfeld ist nun am heutigen Sonntags von
seinem Amt geschieden. Welch herzliches Abschieds-
fest nahm er! Dichtgedrängt, Kopf an Kopf, saß man im
trauten Kreislein, und auf den Emporen drängte es sich Schul-
ter an Schulter. Mächtiger aber und gewaltiger als je sti-
tete dann durch die Kirche die alte Weise: „Was bisher hat
mich Gott gebracht!“ Nach dem Verlesen der Schriftworte
und dem Gesange des Glaubens- und Hauptliedes betrat —

nun zum letzten Male — Herr Pfarrer Wiese die Kanzel, von
welcher er fast 9 Jahre das Wort des Höchsten verkündet
hat. Mackig und hinreichend aber wie all in den Jahren,
da des Seelsorgers Worte von der Kanzel drangen, war
auch das, was er in dieser Scheidestunde der Gemeinde sagte.
„Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit euch allen!“
Das war der Gruß mit dem ich einst mein Amt hier ange-
treten habe. Und dieses Wort sei auch heute mein Abschieds-
gruß an Dich. Du liebe Gemeinde Carlsfeld. Reiche Gnade
hat Gott der Herr in meiner Wirkungszeit mir erwiesen, und
viel Gutes habe ich in dieser Gemeinde erleben dürfen. Haus
und Familie, die mir bescherte, wurden gesund erhalten und
vor Feuer- und Wassersnot gnädiglich bewahrt, und mir auch
wie es im Katechismus heißt, gute Freunde und treue Nach-
barn gegeben. Herzlichen Dank und ein Lebewohl aber auch
dem Kirchenvorstand, der mir mit Rat und Tat immer ver-
ständnisvoll zur Seite gestanden ist und alle Zeit mich un-
entwegt unterstützte bei meinem Streben. Viel Freude durfte
ich auch in meinem Amt erleben. Niemals draufte ich vor
leeren Bänken zu predigen. Immer scharte sich ein treuer
Stamm um mich, der in Gottesdienst, Bet- und Bildstunden
meinen Worten lauschte und dem ich in leuchtende Augen
schauen durfte. Daß meine Tätigkeit nicht ganz umsonst ge-
weisen ist, das haben die letzten Kriegswochen mir so recht ge-
zeigt, in denen ich so manchen näher treten konnte wie sonst.
Das Scheiden wird mir schwer, sehr schwer. Und wenn ich
mich auch auf mein neues, größeres Amt freue, so werde ich
doch immer dankbar zurückdenken an meinen ersten selbstän-
digen Wirkungsort, an die Stätte meines Schaffens, in der
ich so glücklich war. Lebe wohl. Du teure Gemeinde! Und
dann verlas unser scheidender, geschätzter Kanzelprediger Gottes
Wort, welches er seiner letzten Predigt zu Grunde gelegt hatte:
Röm. 12, 11 u. 12. „Schicket Euch in die Zeit. Seid fröh-
lich in Hoffnung, gebuldig in Trübsal, halter an am Gebet!“
Fröhlich und fröhlich, die Flamme der Verehrung auf den
Lippen, rief er seiner andächtig versammelten Gemeinde zu:
„Rückt doch, du deutsches Christenvolk! und zwar 1. mit dem
Schilde des Gottesvertrauens, 2. mit dem Harnisch der Geduld,
3. mit dem Schwert des Gebets. Ein letztes Stilles Gebet,
ein letztes inniger Segen vom Altar, und feuchten Augen schritt
er zur Sakristei zurück, der Mann, dem so begeistert oft seine
Gemeinde lange Jahre zu Hütten gefesselt. Brausend hallte
die Orgel ihm ein letztes Lebewohl entgegen. Zugor aber
erscholl noch von hoher Empore des Kirchenchores Abschieds-
gruß: „Siehe hin in Frieden!“

Carlsfeld, 28. September. Die kommenden
Mittwoch, nachmittags 5 Uhr stattfindende Kriegsbes-
tände wird von Herrn Pastor Wagner-Gibenskog ge-
halten werden. — Die am Kirchweihfest gesammelte Kol-
lekte zum Besten des Roten Kreuzes hat den ansehnlichen
Betrag von 32,78 M. ergeben. — Herr Pfarrer Wiese wird
als letzter Dankesbemerk seiner lieben Gemeinde Carlsfeld
gegenüber seine Abschiedsrede in Druck geben, der Reiner-
trag soll als Unterdruck für hiesige durch den Krieg in
Not geratene Familien Verwendung finden.

Sosa, 27. September. Die hiesige Zentralkasse
zur Unterstützung durch den Krieg in Not geratener
Familien verfügt durch neuzeitliche Zuwendung über den
Betrag von über 1100 M. — Gegen Mitte d. M. wurden
ungefähr 100 Paar Socken, einige Dutzend Pulswärmer,
wie Hemden, warme Decken, Leibbinden und Unterleider
an die Sammelstelle für das Rote Kreuz abgegeben.
Demnächst soll eine weitere Sendung dorthin abgehen.

Dresden, 26. September. Wiederholte sind Ge-
suche um Ausstellung von Totenscheinen für im Felde
verstorbenen Militärpersönlichkeit an das Königlich Sächsische Kriegs-
ministerium gerichtet worden. Nach § 12 der Artillerischen
Verordnung vom 20. Januar 1879 ist für die Ausstellung von Sterbeurkunden in den erwähnten Fällen der Standes-
beamte, in dessen Bezirk der Verstorbene seinem letzten Wohn-
sitz gehabt hat, und wenn sein Wohnsitz im Inlande nicht
bekannt ist, der Standesbeamte desjenigen Bezirks zuständig,
in dem der Verstorbene geboren ist.

Leipzig, 25. September. Der bekannte Islam-
forscher an der Leipziger Universität, Geh. Hofrat Prof. Dr.
A. Fischer, der sich einige Zeit in England in Kriegs-
gefangenschaft befunden hat, ist nunmehr über Amster-
dam wieder nach Leipzig zurückgekehrt.

Chemnitz, 25. September. Acht Offiziere
und 15 Ulanen des in Chemnitz garnisonierenden 3. Ula-
nenregiments Nr. 21, dessen Chef der Kaiser ist, haben sich
bei den großen Kämpfen in Ostpreußen besonders aus-
gezeichnet. Zwei Schwadronen des Regiments eroberten
vier russische Batterien, und machten 200 Gefangene und
erbeuteten viele Fahrzeuge. Auch sonst haben sich die Chem-
nitzer Ulanen durch große Bravour hervorgetragen. Das Eisernen
Kreuz erhielten der Regimentskommandeur Major von der
Wense, ferner Major Ebert, die Rittmeister Genthe, Schäffer,
v. d. Decken, Böhme, v. Römer, Leutnant von Gersdorff,
Sergeant Teutschwitz und 14 Ulanen.

Zwickau, 26. September. Die Eisenwerk-Gesell-
schaft Maximilianshütte hat für ihre sämlichen Werke die
Summe von 50 000 M. für das Rote Kreuz und für
sonstige Hilfsleistungen während des Krieges bereitgestellt, wo-
von auf das König-Albert-Werk in Zwickau zunächst 2000 M.
entfallen. Von dieser Summe sollen 1500 M. den Familien
der zum Heeresdienst eingerufenen Arbeiter des Werks zugute
kommen, der Rest aber allgemeinen Unterstützungszielen zu-
fließen. Außerdem erhalten die Familien, deren Ernährer im
Ffelde steht, vom Werk monatlich eine Unterstützung in Höhe
von zwei Dritteln der Brüder, die das Reich gewählt, und
von den in den Arbeitshäusern wohnenden Familien wird
Miete nicht gefordert.

Gießen (Bez. Zwickau), 26. September. Einge-
räumt wurden Stall-, Schuppen- und Scheunen-
gebäude des Gutsbesitzers Günther hier. Die Entziehungs-
ursache ist unbekannt.

Schwarzenberg, 26. September. Der seit länge-
re Zeit in der hiesigen Gegend sein Unheil treibende Zucht-
häusler Max Paul Schmidt, der wegen Brandstiftung
und Notzuchtversuch gesucht wird, wurde gestern mit-
tag vom Polizeiwachmeister Walther auf der Grünhainer
Straße festgenommen. Schmidt wurde in Begleitung
des Gendarms Koch und des Hilfsschulzmanns Nagler nach
dem Stadhause gebracht und im Laufe des Nachmittags dem
Königl. Amtsgericht zugeführt.

Adorf, 26. September. Ein französischer
Eisenbahnpersonal ist auf dem hiesigen Bahnhof ange-
langt und weiterbefördert worden. Er zeigt noch die fran-
zösischen Aufschriften, dürfte aber bald germanisiert werden.

Oelsnig i. B. 26. September. Unter den Ge-
den des Unterseebootes „U. 9“ befindet sich auch
ein Oelsnitzer: der Matrose Schenker. Der wackere tapfere
Seemann, einer der nur 20 Mann starken Besatzung des Un-
terseebootes, ist ein Sohn des Schlossers Schenker bei der
hiesigen Gasanstalt.

Ausnahmetarif für frische Kartoffeln
zur Herstellung von Trockenkartoffeln. Für
die Dauer des gegenwärtigen Krieges wird am 25. Septem-
ber 1914 ein Ausnahmetarif für frische Kartoffeln zur Her-
stellung von Trockenkartoffeln auf Entfernung bis 150 km
eingeführt. Er gilt auf den Strecken fast aller deutschen
Eisenbahnen.

Fahrtpreiserhöhung für Angehörige
einer sächsischen Bahnen. Zur Erleichterung des Be-
suches deutscher Krieger, die sich innerhalb Deutschlands in ört-
licher Pflege befinden, wird deren Angehörigen für das Ge-
biet der deutschen Staatsseebahnen eine Fahrtpreiserhöhung
gewährt, die in der II., III. und IV. Wagenklasse die
Hälfte der gewöhnlichen Säge beträgt; bei Benutzung von
Schnellzügen ist außerdem der tarifmäßige Zuschlag zu ent-
richten. Als Angehörige gelten Eltern, Kinder, Geschwister,
Ehefrau und Verlobte. Zwei Kinder vom vollendeten 4. bis
zum vollendeten 10. Lebensjahr werden für eine Person ge-
rechnet; für ein einzelnes Kind innerhalb dieser Altersgrenze ist
ohne weitere Erhöhung eine halbe Fahrkarte zu lösen. Die
Fahrtpreiserhöhung wird nur für Reisen über 50 km und
auf Grund eines Ausweises gewährt, der die Namen der
Reisenden, die Ansangs- und Endstation der Reise, den Re-
iseweg und die Belohnung mit Stempel und Unterschrift
der Ortspolizeibehörde enthalten muß, daß die Reisenden An-
gehörige frischer oder verwundeter Krieger sind. Die Aus-
weise werden von den Fahrkartenausgaben bei jeder Lösung
einer Fahrkarte abgestempelt und den Inhabern zurückge-
geben. Bei Beendigung der Rückfahrt sind die Ausweise mit
den Fahrkarten abzugeben.

Aus großer Zeit — Für große Zeit.

(Nachdruck verboten.)

29. September 1870.

Am 29. September 1870 kam die französische Flotte,
nachdem sie in ruhmlosem Rücksturm 66 Tage lang in der
Nord- und Ostsee zugebracht und nicht einmal die deutschen
Schiffe zu beunruhigen, geschweige denn einen Küstenangriff
zu machen Gelegenheit erhalten, im Hafen von Cherbourg
wieder an. Damit verzichtete man französischerseits auf weitere
Flottenoperationen; Admiral Bonet hatte von dem Marineminister aus Paris ein Telegramm erhalten, laut welchem
die offenen Städte an der deutschen Küste beschließen sollte; er hielt diesen Befehl jedoch, weil er ihm eine nutzlose Grau-
samkeit dünkt, für eine Mystifikation und fragte erst nochmals
in Paris an. Bis die Antwort kam, war es mit der Be-
siebung zu spät geworden.

Was die Russen sich unter Hindenburg vorstellen.

Hindenburg, der mit zwei furchtbaren Schlägen
das ganze russische Heer, das gegen Deutschland auf-
marschiert war, vernichtet hat, ist für die Russen an-
scheinend ebenso ein Gegenstand des Schreckens ge-
worden, wie Hannibal für die Römer. Das humoristische
dabei ist, daß die Russen in großer Anzahl überhaupt
nicht an das Dasein dieses Generals glauben, sondern
seinen Namen für irgend eine geheimnisvolle Schreckensmacht
halten. Russen, die in Berlin leben, sind jedenfalls durchaus nicht davon überzeugt, daß
Hindenburg wirklich der Oberbefehlshaber des deut-
schen Heeres ist. Mehrere Russen äußerten die An-
sicht, daß es sich wohl nur um ein furchtbares Geschütz,
ähnlich den 42-Zentimeter-Rücksätern handle, das durch
seine große Gewalt diese so furchtbare Katastrophe des
russischen Heeres verursacht habe. Dem Hinweise, daß
Hindenburg wirklich ein General sei, begegneten sie mit unglaublichem Lächeln. Ähnliche Auffassungen sollen
russische Zeitungen haben. In diesen wird darauf hin-
gewiesen, daß die Deutschen angeblich unter einem Ge-
neral von Hindenburg ihre Siege errungen hätten. Man brauche aber vor diesem General keine Furcht zu
haben, denn das Wort Hindenburg stelle keinen Menschen dar, sondern den Schlachtruf der Ostpreußen,
ähnlich wie das Hurra der anderen Deutschen. Es wäre
nur ein glücklicher Zufall, daß das deutsche Heer das
russische besiegt habe. Mit dem Namen Hindenburg
habe das aber nichts zu tun. Man sieht, daß die Russen sich nicht darüber so recht klar zu sein scheinen,
was eigentlich der schreckliche Hindenburg ist. In anderen Preßstimmen wird aus einandergezogen, daß Hindenburg ein neues bisher unbekanntes Kriegsmittel sei.
Es wird hinzugefügt, daß die Russen schon dabei
seien, das Geheimnis der Deutschen aufzulösen. Schon
in kürzer Zeit werde das russische Heer wissen, was
das für ein Mittel sei. — Und will es scheinen, daß das
russische Heer jetzt schon genau Bescheid weiß, was der
Hindenburg für ein militärisches „Mittel“ ist. Er hat
es ihnen doch schon mehrfach gezeigt und wird es
ihnen hoffentlich noch recht oft offenbaren. Jedenfalls
scheint es, als ob der Schrecken, den Hindenburg den
Russen eingesetzt hat, recht nachhaltig auf ihre gei-
stige und seelische Verfassung eingewirkt hat.

Die beiden Lotten.

(Nachdruck verboten.)

Man soll doch niemals „niemals“ sagen! Sollte ich
wohl je geplaudert — ich, der eingestellte Junggeselle! —
an einem Hochzeitstage, also quasi Angesichts eines
wartenen Beispiels, meine Frau zu finden? — Aber so
ist es: Ein Malheur kommt nie allein, und wenn ich jetzt
als schwer geprüfter Chemiker über mein grausames Mi-
geschick stöhne, das mir meine goldene „ringfreie“ Un-
gebundenheit raubte, so gefiebert das nur in dem Volk-
demokratismus, die Welt selbst auf mich gewaltsam zu haben.
Wie das alles kam, ist nicht so schnell erzählt, aber ich
werde es immerhin ver suchen.

Die

nicht so

Berman

sollte als

laufen,

machen

Hochzeit

—

Es

girkt, u-

einer Be-

schaltung

am 15. S

meinen

bie

fehr

ber

den

Welt

geben un-

Keine Cousine machte Hochzeit. Das war an sich nicht so schlimm, zumal die anderen sechs Cousinen des Verwandtentreffens sich ja auch verheiratet hatten; warum sollte also sie nicht auch in den berühmten Ehehafen einlaufen, an dessen Gestaden die Bäume der Erkenntnis wachsen? (Diefe schöne Stille ist nicht Original des Verfassers, sondern ohne besondere Genehmigung der Hochzeits-Bestrede entnommen.)

Also meine Cousine heiratete.

Es war natürlich ein Ereignis im Verwandtschaftssirkel, und auch mir wurde die sensationelle Botschaft mit einer Verständigung gegen die Heiligkeit meines Morgen schlummers gebracht.

„Du dente doch mal an, die Margot heiratet schon am 16. September!“ tönte es mir recht unharmonisch durch meinen schönen Traum, der mich gerade im Geiste an die Siede unerfüllter Sehnsucht geführt hatte. Der Leiter muß nämlich wissen, daß ich zurzeit, da diese Geschichte passierte, schrecklich verliebt war...

Unter diesen Umständen gab es nichts Natürlicheres, als daß ich auf die erregte Mitteilung ein impulsiv hervor gestoßenes „Ich auch“ zur Antwort hatte.

„Du willst heiraten?“

„Nein. Ich bin nur verliebt.“

„Aber du sagtest doch eben — — —“ — „So? sagte ich? — dann war es nur im Halbschlaf.“

„Und was sagst du zu der Margot?“ — „Charmant, sehr charmant!“

„Nicht wahr? Die versteht's! In ihrem Alter — — — weiß du, ich glaubte schon gar nicht mehr daran, daß sie noch einmal unter die Haube kommen würde!“

„Ich doch aber ein ganz niedliches Mädel; gut serviert, Geld hat sie auch — — —“

„Jetzt redest du so! Wie ich sie dir damals unter die Haube rieb, wolltest du nicht!“

„Ramu nee! Gönne sie eben einem andern!“

„Ja, nun halte dir man den Tag frei!“

„Ach, du lieber Himmel, muß ich denn da mit?“

„Nicht das eine Frage! Aber selbstverständlich!“

„Mutter, das geht nicht!“

„Wieso denn nicht?“ — „Weil — weil — — hm — läßt sich verflüstern schwer sagen — — — weil ich vor vier Jahren, als Margots Schwester heiratete, die Lotte zur Tischdame hatte. Du weißt ja, wie die Sache kam. Erst der Wein, nachher der Tanz, darauf der Kirt und schließlich das Ende. Das machte ich, wie du ja wohl noch wissen wirst. Du kannst dich vielleicht noch entsinnen, wie ich ihr feinerzartet hab, das ich Schluß mache. — Na ja, ich heirate doch nun einmal eben nicht.“

Aber das ist doch kein Hindernisgrund für dein Fernbleiben bei der Hochzeit?“

„Ja und nein. Denke dir doch nur die Situation, wenn ich sie zur Tischdame bekomme — — wie peinlich!“

Meine Mutter wurde nachdenklich. Ich muß dir recht geben und werde Margot schreiben, daß sie eine andere Tischdame für dich aussucht.“

„Aber sei dezent!“ — „Das versteht sich doch von selbst!“

„Und dann sollen sie mir kein Gänsechen, aber deshalb auch keine Antiquität aufschaffen!“

„Läßt mich nur schreiben, ich werde die Sache schon machen! Also, du kommst mit?“ — „All right!“

Das Gespräch war beendet, ich drehte mich wieder zur Wand und schloß vor neuem ein.

Der Tag des Polterabends rückte heran. Wir fuhren mit einigen auswendig gelernten Gedichten und unserem gesamten Vorrat an geprägtem Löffeln beladen zu Richters. (So heißen die Eltern meiner Cousine.)

Man war bereits zahlreich versammelt, die traditionelle Polterabendfeier lag schon in der Luft, d. h. es wurden mit viel Verständnis und Behagen die markanten Geschländerten serviert, als da sind: Pantoffel, Stoffstiften, Hausschlüssel usw.

Gerade, als ich mir von dem Obststeller den vierten und letzten der prachtvollen Pfirsiche longte, stießte mein Onkel auf mich zu und stellte mit einer eben angelommene jungen Dame vor.

Hier, lieber Neffe . . . deine Tischdame.“

Und denn standen wir nebeneinander. — Ich wollte — ich fühlte, ich mußte etwas sagen, aber das Herz pochte mir bis zum Halse hinauf. — War das Mädel niedlich! — Ich würgte nach Worten, um ein Gespräch angrenzen zu können, schnitt mir mit dem Obstmesser in den Finger und bat sie deshalb um Vergebung, war also total verwirrt, aber endlich überwand ich doch meine Primaterche und wie kamen ins Gespräch.

Ich bot ihr etwas Obst an, natürlich nur, um zu sehen, wie sie ist (bei einer zufünftigen Tischdame muß man sich in dieser Hinsicht immer vorher orientieren), sie knabberte ganz entzückend! Und lachen konnte sie, lachen . . .!

Übrigens, gnädiges Fräulein, ich verstand vorhin ihren Namen nicht; wirklich nicht!“

„Das kann schon stimmen, mein Name ist siemlich kompliziert; — ich heiße nämlich Lotte Grabonnicziner.“

Ich stand wie gebannt und stammelte ein fastungsloses „Wie?“ hervor. — „Lotte Grabonnicziner!“ wiederholte sie ungeduldig.

„Lotte, also auch Lotte“, sagte ich mechanisch.

„Finden Sie das so seltsam?“ Sie fixierte mich mit ironischen Blicken.

„O, absolut nicht! Nur daß Sie gerade Lotte heißen — Lotte — — — und bei den Worten leiteten meine Gedanken hinüber zu der andern, der Abstammten.“

Komisch, daß ich heute noch gar nicht an sie gedacht hätte, aber das lag wohl in meinem sprachwörtlichen Egoismus — (den ich zu haben ja als Mann verpflichtet bin) — daß ich sie heute noch gar nicht vermischt hatte. Ein merkwürdiges, etwas pikiertes Räuberherrn meiner Tischdamen-Lotte rückte aus meinen Gräbelein, ich erinnerte mich meiner Rauvalerpfeile, wollte eben krampfhaft nach einem Gesprächsthema suchen, da näherte die unmöglich blaurote Rose mit meinem Onkel, der als Schwerenöter par excellence meine“ Lotte in ein längeres Gespräch verwickelte. — Mein Traum war für den Abend ausgeträumt.

Wie ich auf dem Nachhauseweg forschte mein Mütterchen am Arm führte, fing diese an zu sondieren: „Na, wie gefällt dir deine Tischdame?“

„Ausgesiecht.“

Die andre, die Lotte, hat sich doch eigentlich sehr anständig und diskret benommen. Ich habe es direkt bemerkt, daß du dein Wort mit ihr gesprochen hast!“

„Was? Die war das?“

„Natürlich! Sie saß doch ab und zu zu euch hinüber!“

„Ach, die war es!“

„Wußtest du denn das nicht?“

„Ich habe sie gar nicht wiedererkannt; es sind ja auch schon vier Jahr her, seitdem ich sie damals sah.“

„Vier Jahre! Du, was für eine lange Zeit!“ spottete meine Mutter.

„Das nicht, aber sie hat sich sehr verändert.“ — „Da hast du allerdings recht.“

„Kommt sie zur Hochzeit?“ — „Selbstverständlich!“

„Ach du lieber Himmel!“

„Wieso denn?“ — „Ach — nichts!“

Bis dahin war ich an der ganzen Geschichte unschuldig, doch nun begann der Hochzeitstag und damit meine Sündhaftigkeit. Des Schicksals Lotte batte es nämlich so gefügt, daß Lotte und Lotte während der Taugung nebeneinander sahen. — Ich verglich. — Eigentlich waren sie beide recht hübsch, und da Entzücken noch nie mein Fall gewesen war, beschloß ich, es mit beiden zu halten. — Und so kam es. — Der Aufall fügte es, daß auch bei der Feierstaf die „andere“ Lotte uns gegenüber saß. Ich jonglierte, lauerte, vollbrachte diplomatische Kunststücke, schielte nach jeder Lotte — — es war fürchterlich, all diese Finessen spielen lassen zu müssen, aber ich löste meine Aufgabe meisterhaft.

Dann kam der Tanz und damit ein amüsantes Wechselspiel. Bald hatte ich die eine, bald die andere Lotte im Arm. Man tanzte viel, trank noch mehr, und der Wein war sehr schwer. — Beide Lotten hatten ein blaues Kleid an, und auch sonst glichen sie einander so siemlich; dieselbe Haarfarbe, na — usw. In einem Punkt waren sie aber sehr verschieden, das war das Temperament. Meine“ Lotte: sanft, ganz sanft, ein Läubchen; die „andere“ Lotte: temperamentvoll, fröhlig, ein richtiges Nasspferdchen.

Es wurde später und später, die Musik, der Wein, die Feststimmung, alles das trug dazu bei, daß meine Junggesellenprinzessin nach und nach wankend wurden, und ich beschloß, den Rat des glückstrahlenden Bräutigams zu beherzigen, der mir fortwährend mit freudetrunkener Stimme zuläuft: „Ich rate Ihnen, betraten Sie! Sie sehen doch es ist herrlich!“

Ja, es war herrlich! Wie wurde dieser Mann gesetzelt! Wie einen Held ehrt man ihn, nur weil er sich eine Frau genommen hatte?

O, hätte ich Arminster damals gehaßt, daß man einem gütigsten Märtyrer seinen Leichentraum gab!! Aber ich war in Stimmung, und darum geschah das Entsprechliche. Es wäre nie passiert, aber „meine“ Lotte hatte sich mit so viel Graus in mein Herz getanzt, — sie mußte ich fürs Leben engagieren!

Eben wurde eine „Damenwahl“ verkündet, ein blaues Kleidchen flog auf mich zu, ich ergriff mit Energie die nächste Stuhllehne, richtete mich auf und wollte eine kniende Verbeugung machen — — da drehte ich mich auch schon im wiegenden Walzertakt. Dieses Gleiten und Schweben raubte mir meine letzten Sinne. Ich sah, ich hörte nichts, ich fühlte mich nur schwanken, von der Hand eines Engels im blauen Kleidchen treulich geführt, und schloß in seliger Träumerei die Augen.

Das war das Ende. — Wenigstens weiß ich mich von dem Zeitpunkt an nicht mehr zu erinnern, aber glaubwürdige Zeugen versicherten mir eine Stunde später — als ich bei Selterwasser und Eis wieder denkfähig geworden war, daß ich nun auch glücklicher Bräutigam wäre, und man schüttete mir lachend die Hände.

So kam ich zu meiner Frau. Und nun urteilte der Leiter selbst, ob ich schuld daran hatte, daß ich gegen meinen Willen und ohne mein Wissen der „anderen“ mich fürs Leben anbot, und sie meine Frau wurde!

„Meine“ Lotte, die „gemeinte“, soll sich denselben Abend noch die Augen rot geweint haben. — — —

Wenn aber der Philolog sagt: „Die Ehe ist ein Lotte — — —“ so muß ich ihm vollständig recht geben, und auch meine Frau mag ihre Gründe haben, wenn sie behauptet, daß ich seit der Hochzeit vollständig „verlottert“ bin.

Wird es aber einmal gar zu schlimm mit ihr, dann mache ich es wie damals bei dem verhängnisvollen Walzer, schließe die Augen und lasse das Unheil über mich ergehen.

Herz und Ehre.

Von Arthur Zapp.

(Schluß)

„Warum darfst du nicht, Klaus?“

„Weil ich meinem Beruf entzogen müßt, könnte ich dem Drängen meines Herzens nachgeben. Meine Lage ist eine ähnliche, wie die Elsens. Ich leide dieselben Qualen wie sie.“

Professor Wollmar rieb seinen Arm zurück und richtete sich auf. Schrecken und Bestürzung malten sich in seiner Haltung, in den Augen seines sättigen Gesichts.

„Willst du mir nicht erklären, Klaus!“ fordert er auf.

Klaus Wollmar läßt seine Hände sinken und blickt wieder zu seinem Vater empor. Es kostet ihm einige Überwindung, aber nun beginnt er doch zu berichten, wie er Erika Schrader nach und nach lieben gelernet, ohne es selbst recht zu wissen, wie dann seine Leidenschaft zu einem plötzlichen Ausbruch gefommen, und welch niederschmetternde Enthüllung ihm Frau Schrader als Entrückung auf seine Werbung um Erika gemacht habe.

Der alte Herr hört mit gespanntem Interesse zu; aufgeregt schreitet er dabei im Zimmer auf und ab. Jetzt bleibt er neben dem Stuhl seines Sohnes stehen.

„Armer Klaus!“ sagte er. „Ein merkwürdiges Verhängnis ist es, daß dir diejenige bittere Enttäuschung bereitet wie deine Schwester, das dich in einen ähnlichen heben Konflikt stellt.“

„Und was rätst du mir, Papa?“

Es drängte sich wie ein Schrei nach Erlösung aus der ringenden Brust des jungen Offiziers heraus.

Professor Wollmar steht in tiefer Erschütterung. Eine geraume Zeit blieb er sinnend vor sich nieder, dann zogt er die Achseln.

„Ich kann dir nicht raten, Klaus“, nimmt er das Wort.

„Du weißt, daß du mein Stolz bist, daß ich mir immer mit der stolzen Hoffnung geschmeichelt habe, dich einst in die höchsten Stellen aufzusteigen zu sehen. Aber ich kann und will nicht die schwere Verantwortung auf mich nehmen, dir zu sagen: Sieh nicht rechts, sieh nicht links! Was alles hinter dir, das dich hindert, dein Ziel zu erreichen! Opfere alles: Liebe und Glück deinem Ehregeiz! Den Konflikt, in dem du stehst, mußt du selbst durchkämpfen, denn du allein kannst wissen, wie viel dir das Fräulein ist, der du dein Herz geschenkt hast, und ob ihre Liebe imstande wäre, dich zu ent-

schädigen für das, was du um ihretwillen aufgeben müßtest. Du allein kannst beurteilen, ob du auch in einem anderen Beruf als deinem jetzigen Befriedigung und Genüge finden würdest.“

Der alte Herr hält einen Moment inne, seine Rechte mit einer impulsiven Bewegung seinem Sohn auf den Scheitel legend, und mit einem tiefen Atemzug schließt er: „Du bist ein Mann und wirst das Richtige treffen. Das wollte ich nur noch hinzufügen, mein lieber Sohn: Wie auch deine Entscheidung ausfallen mag, die Liebe und der Segen deines Vaters begleiten dich auf allen Wegen.“

Klaus Wollmar beugt sich tief herab, hält nach der linken Hand seines Vaters und drückt seine zuckenden Lippen darauf.

14.

Es war drei Tage später, als Amtmann Wollmar auf seinem Pachtgut den unerwarteten Besuch seines Neffen erhielt.

„Na, das ist recht, mein Junge,“ begrüßte Amtmann Wollmar in seiner gutmütigen, derben Weise den Eintretenden und verließ ihm einen kräftigen Schlag auf die Schulter, „das ist recht, daß du uns auch einmal in unserer Einsamkeit aufsuchst! Wie geht dir's denn? Gut, natürlich! Ruht dich ja jetzt beim Regiment wie in Abrahams Schöß fühlen, nachdem du deine drei Monate abgebrummt hast. War doch wohl höllisch langweilig auf der Festung — wie?“

Der junge Offizier lächelte. Überhaupt lag in seinem ganzen Auftreten und Aussehen etwas Frohgemütes, Frisches, Elastisches.

„Nicht so sehr, als du vielleicht glaubst,“ erwiderte er, schelmisch blinzelnd. „Sie und da gab's eine ganz nette Abwechselung.“

„So! Na, das freut mich. Uebrigens sage mal — — —“

der Sprechende sah den vor ihm Stehenden scharf ins Auge — dein Vater erzählte mir neulich, daß du ein Kopfhänger geworden seist, und daß er nicht mehr wisse, was er von dir zu halten habe. Wie steht's denn damit, alter Junge?“

Der Lieutenant machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Das ist nun vorbei, Onkel — hoffentlich für immer! Mit deiner Hilfe hoffe ich, alle Gräben los zu werden und ein neues Leben zu beginnen.“

„Ein neues Leben?“

„Ja, Onkel. Und darum bin ich gekommen. Ich wollte dich um deinen Rat fragen und eine Bitte an dich richten.“

„Na, dann schieß mal los, mein Junge! Aber zuvor sage dich und steck dir eine von meinen Henry Clay ins Gesicht. Und du, liebe Anna,“ — der Sprechende wandte sich an seine im Zimmer anwesende Gattin — „besorge uns doch eine Flasche Rotspohn heraus! Klaus ist sicher von der langen Fahrt durstig.“

Als die Herren ihre Zigarren in Brand gesteckt hatten, und die gefüllten Gläser vor sich stehen zahnen, forderte der Amtmann noch einmal auf: „Na, nun los, mein Junge, was ist's denn?“

Klaus Wollmar tat einen tiefen Zug aus seinem Glas und begann dann: „Sage einmal Onkel, wie lange braucht wohl jemand, um die Landwirtschaft so zu erlernen, daß er mit Hilfe eines guten Inspektors ein Gut selbstständig bewirtschaften kann?“

Amtmann Wollmar riß seine Augen weit auf und machte ein sehr überraschtes Gesicht.

„Wie kommtst du denn zu dieser Frage?“ fragte er.

„Ach ja, du hast wohl einen Kameraden, der — ? Na, das kommt ganz darauf an. Wenn der Betreffende einigermaßen Sinn für Landwirtschaft hat und sonst nicht auf den Kopf gefallen ist, so kann er wohl in zwei Jahren so weit sein. Im Sommer sieht er sich die Sache praktisch an, im Winter beschäftigt er sich mit der Theorie der Landwirtschaft.“

Der Lieutenant nickte.

„So ungefähr hab ich mir's gedacht,“ erwiderte er. „Und nun, lieber Onkel, eine Bitte. Würdest du bereit sein, mich für zwei Jahre als Volontär bei dir aufzunehmen?“

Der Amtmann saß eine ganze Weile starr und sah seinen Neffen wie eine noch nie gezeichnete wunderbare Erscheinung an. Endlich brach seine grenzenlose Verwunderung in den drastischen Ausruf aus: „Na, da schlag doch einer lang hin! Du — willst den Offiziersstab aussuchen und willst Stoppelskopfer werden? Du, Klaus?“

Der Offizier nickte lächelnd.

